
DEUTSCHSPRACHIGE ERSTAUFFÜHRUNG

SA – 08. FEB 25, 19:30 – SCHAUSPIELHAUS

LEAR

VON WILLIAM SHAKESPEARE

BEARBEITET UND MIT NEUEN TEXTEN VON FALK RICHTER

Inszenierung: Falk Richter

Bühne: Wolfgang Menardi, Kostüme: Zana Bosnjak, Musik: Daniel Freitag,
Video: Stefano DiBuduo, Licht: Carsten Sander, Co-Lichtdesign: Matthias Kammüller,
Dramaturgie: Benjamin Große

MIT:

André Jung (Lear / Regisseur Thomas Lind), Sylvana Krappatsch (Karin Lind, seine Tochter und Regisseurin), Rainer Galke (Gloster), Felix Strobel (Edgar), David Müller (Edmund), Michael Stiller (Kent / Narr), Karl Leven Schroeder (Oswald / Lucas, Assistent der Regisseurin), Katharina Hauter (Goneril), Josephine Köhler (Regan), Mina Pecik (Cordelia), Marietta Meguid (TV-Host, Videoeinspieler) und Comedians (Videoeinspieler)

Weitere Vorstellungen:

11.* / 14. Feb 25 19:30 und 23.* Feb 25 18:00
09. / 13.** Mär 25, 19:30
weitere Termine in Planung

**mit Einführung 45 Minuten vor Beginn*

***mit Einführung und Nachgespräch*

LEAR

„Ich will mehr erben als Schulden und ein paar Traumata.“

Die Regisseurin Karin Lind telefoniert mit ihrem Vater. „Weinst du, Papa? Kein Sturm haut uns um. Wir werden mit allem fertig.“ Der gefeierte Regisseur Thomas Lind soll *König Lear* von William Shakespeare inszenieren. Jetzt liegt er nach einem Herzinfarkt in einer Klinik. Die Tochter tritt sein Erbe an, um seine letzte große Inszenierung zu retten. In stürmischen Probennächten taucht sie in die Geschichte des alten Königs Lear und in die ihrer eigenen problematischen Beziehung zu ihrem Vater ein. Shakespeare erzählt vom einst mächtigen Lear. Nun ist er alt und schwach. Um sich noch einmal der Liebe seiner Töchter zu vergewissern, sollen sie vor der Aufteilung des Erbes ihre Zuneigung zu ihm bekunden. Der Preis ist der größte Teil seines Königreichs. Die jüngste Tochter verweigert diesen Wettbewerb: Sie liebe ihren Vater Lear so, wie ein Kind seine Eltern lieben sollte, nicht mehr, nicht weniger. Es ist nicht das, was der Vater hören will. Enttäuscht und wütend verstößt Lear seine jüngste Tochter. In Auseinandersetzung mit dem Stoff *König Lear* beginnt Karin zu zweifeln: Wie viel ist sie ihrem in der Vergangenheit tyrannischen, jetzt todkranken Vater schuldig?

In seiner Bearbeitung *Lear* nach William Shakespeares Tragödie *König Lear* von 1606 arbeitet Falk Richter die archaischen Bilder und die poetische Kraft des Klassikers heraus und überträgt sie ins Heute. Wie viel Leid hat die Hybris unserer Väter verursacht? Wie lernen wir Achtsamkeit und Verzicht auf eigene Privilegien? Richter thematisiert Menschen, die sich im Untergang die Frage nach der Möglichkeit von Selbsterkenntnis, Verantwortung und Verzeihen neu stellen müssen. Wir sind Produkt unserer Umwelt, unserer Familien und Eltern, heißt es. Doch inwieweit stellt der Vertrag zwischen den Generationen ein unentrinnbares Erbe unserer Existenzen dar?

Falk Richters Shakespeare-Bearbeitung *Lear* wurde im September 2024 in Stockholm uraufgeführt, ebenfalls in seiner Regie. Für die deutschsprachige Erstaufführung in Stuttgart hat Richter seinen Text überarbeitet und mit den Schauspieler*innen des Stuttgarter Ensembles weiterentwickelt. Richter schreibt häufig selbst die Texte für seine Inszenierungen oder entwickelt sie kollaborativ mit dem Ensemble. Seine Texte sind oft essayistisch, fragmentarisch. Themen wie Identität, Macht, Kapitalismus und soziale Isolation stehen oft im Mittelpunkt – so auch in seiner Adaptation von Shakespeares *König Lear*. Falk Richters Inszenierungen sind in der Regel durch einen atmosphärisch dichten und immersiven Einsatz von Video- und Soundelementen gekennzeichnet. Der Einsatz von Technologie spiegelt moderne Kommunikationsformen wieder. Seine Arbeiten greifen immer wieder gesellschaftspolitische Themen wie Globalisierung, Neoliberalismus oder die LGBTQ+-Rechte auf. In *Lear* setzt Richter seine intensive Auseinandersetzung mit den

Themen „Erben“ und „Generationenkonflikt“ fort, die bereits in seinem autofiktionalen Stück *The Silence* eine wichtige Rolle spielten, mit dem er gerade zum dritten Mal zum Berliner Theatertreffen eingeladen war. Richters Mischung aus persönlich direktem Ton und einer Offenheit, die sich mit gesellschaftlichen Themen und Analysen verknüpft, machen seine Inszenierungen auch international – vor allem in Frankreich – so gefragt und erfolgreich.

Für unsere Theaterzeitung #2 hat Peter Michalzik ein Gespräch mit Falk Richter geführt. Und für das Staatstheater-Magazin Reihe 5 (Ausgabe 24/25, Nr. 2) hat Sarah-Maria Deckert sich mit dem Philosophen und Gerechtigkeitsforscher Stefan Gosepath über Shakespeares König Lear und das Erben unterhalten. Beide Interviews finden Sie im Anhang.

Falk Richter, 1969 geboren, ist einer der international bekanntesten deutschen Regisseure und Bühnenautoren seiner Generation. Nach einem Regiestudium in Hamburg waren seine Arbeiten ab 1994 u. a. am Schauspielhaus Hamburg, am Théâtre National de Bruxelles, am Nationaltheater Oslo, der Schaubühne Berlin, bei den Salzburger Festspielen und beim Festival d'Avignon zu sehen. 2018 wurde er von der Zeitschrift Theater heute zum Regisseur des Jahres gewählt. 2024 wurde er mit seiner Inszenierung *The Silence* an der Schaubühne am Lehninger Platz zum bereits dritten Mal für das Berliner Theatertreffen ausgewählt.

Wolfgang Menardi arbeitete nach einem Studium an der Otto-Falckenberg Schule München zwischen 2001 und 2012 vorrangig als Schauspieler, u. a. an den Münchner Kammerspielen, dem Thalia Theater Hamburg, dem Residenztheater München und dem Deutschen Theater Berlin. 2006 entstanden erste Arbeiten als Bühnen- und Kostümbildner, seit 2011 ist er hauptsächlich als Bühnen- und Kostümbildner für Schauspiel, Oper und Tanz international tätig. 2012 begann er neben seiner Tätigkeit ein Studium der Architektur an der Hochschule der Künste Berlin. Er war mehrmals als Bühnenbildner des Jahres in der Kritikerumfrage der Zeitschrift Theater heute und 2019 sowie 2024 für den Theaterpreis Faust nominiert. Menardi arbeitet auch als Regisseur: 2022 am Staatstheater Mainz mit *Rob* von Efthimis Filippou und 2024 am Volkstheater Wien mit der Inszenierung seines eigenen Stückes *HEIT BIN I NED MUNTA WUAN*, einer Liebeserklärung an den Tod unter Verwendung von Texten der Wiener Gruppe von H. C. Artmann bis Gerhard Rühm und zuletzt am Theater Oberhausen mit *ICH ZITTE RE TEIL 1 UND 2* von Joel Pommerat.

Zana Bosnjak wurde 1977 in Stuttgart geboren. Sie studierte Bühnen- und Kostümbild bei Jürgen Rose und Martin Zehetgruber an der Kunstakademie Stuttgart sowie Szenografie an der Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. Seit 1998 ist sie als freie Bühnen- und Kostümbildnerin im Bereich Theater, Oper, Film und Ausstellungsdesign tätig. Sie arbeitete u. a. am Düsseldorfer Schauspielhaus, dem Schauspiel Köln, dem Staatstheater Mainz, dem Dramaten in Stockholm, dem Staatsschauspiel Dresden, dem Theater St. Gallen und dem Staatstheater Kassel. Bosnjak verbindet eine Zusammenarbeit mit Regisseuren wie Vincent Boussard, Michael Simon, Alexander Nerlich, Falk Richter und der Regisseurin und Künstlerin Penelope Wehrli sowie den Filmregisseuren Rudolf Thome und Ralf Schmerberg. Im Bereich Ausstellungsdesign entwarf sie Bühnenbilder für das Groninger Museum (Niederlande) sowie für das Museum für Angewandte Kunst Frankfurt.

Daniel Freitag, geboren 1986 in Steinheim (Westf.), studierte Musikwissenschaft und Medienwissenschaft in Marburg und Berlin. Seit 2008 ist er als Musiker, Komponist und Musikalischer Leiter an verschiedenen Theatern tätig, darunter der Schaubühne Berlin, den Münchner Kammerspielen, dem International Theatre Amsterdam, dem Schauspielhaus Hamburg, dem Thalia Theater und am Barbican London. Daniel Freitag arbeitete mit

Regisseuren wie Kornél Mundruczó, Kirill Serebrennikov, Falk Richter, Thomas Ostermeier und Ivo van Hove zusammen. Darüber hinaus produziert und mixt er Künstler*innen wie Sandra Hüller, Kliffs und Mascha Juno. Sein zweites Solo-Album *The Laws Of Attraction* erschien im Sommer 2022.

Stefano Di Buduo ist ein deutsch-italienischer Video-Künstler, Dokumentarfilmer und Fotograf. Nach dem Studium der Arts and Sciences of the Digital Performance an der Università La Sapienza in Rom, wo er im Jahr 2008 auch die Multimediafirma AESOPSTUDIO gründete, führten ihn seine Projekte oft ins europäische und außer-europäische Ausland. Ab 2005 war er als Multimedia-Künstler für das Stadtraumprojekt Città Invisibili (Unsichtbare Städte) des italienischen Teatro Potlach engagiert, mit Gastspielen in Europa, Asien und Lateinamerika. 2009 schuf Di Buduo die virtuelle Unterwasser-Welt für das vielfach ausgezeichnete Stück *20.000 Meilen unter dem Meer* (nach Jules Verne/Teatro Potlach). Es folgten Video-Installationen und Video-Mappings im Rahmen von internationalen Festivals und Events wie z. B. *Vision of Odin* in Holstebro (Dänemark), *Incubatio* im Museo Nazionale Svevo von Manfredonia/Italien sowie das Video-Mapping an der Metrostation Battistini in Rom. Mit den Regisseur*innen Donald Berkenhoff, Yael Ronen und Brit Bartkowiak sowie mit dem Ausstatter und Regisseur Wolfgang Menardi verbindet ihn eine kontinuierliche Zusammenarbeit. Zuletzt arbeitete er am Düsseldorfer Schauspielhaus, am Berliner Ensemble, den Münchner Kammerspielen, am Stadttheater Ingolstadt, am Schauspiel Hannover, am Thalia Theater und am Gorki Theater.

Carsten Sander, geboren 1966 in Berlin, arbeitete zunächst als Fotograf, bevor er Lichtkonzepte für Theater- und Opernprojekte, Performances und Events, Präsentationen und Architekturprojekte entwickelte und realisierte. Als Licht-Designer arbeitete er u. a. für die Berliner Schaubühne, die Staatsoper Hamburg, das Deutsche Schauspielhaus Hamburg, Kampnagel Hamburg, die Bayerische Staatsoper in München, das Schauspielhaus Zürich, das Burgtheater in Wien, die Salzburger Festspiele, die Wiener Staatsoper, das Nationaltheatret Oslo, das Grand Théâtre de Luxembourg, die Ruhrtriennale, das Theater der Welt, das FIFA-Kulturrahmenprogramm 2006 und die Opera Nomori Tokyo. Mit Falk Richter verbindet ihn eine langjährige Zusammenarbeit, außerdem arbeitete er mit Anouk van Dijk, Katrin Hoffmann, Katrin Brack, Deborah Colker, Christiane Pohle, Thomas Hampson, Sven-Eric Bechtolf, Penelope Wehrli, Christian Wiehle, Sandra Strunz, Seizi Osawa, Angela Richter, Andreas Bode, Ramin Gray, Claudio Valdés Kuri, Hannah Hurzig und Patrizia Paweletz. 2004 gründete Carsten Sander zusammen mit der Architektin Katrin Sander das Planungsbüro lichtweit.de.

PRESSEFOTOS

Pressefotos zu *Lear* stehen voraussichtlich ab 7. Februar [online](#) zur Verfügung.

KARTEN

Online

www.schauspiel-stuttgart.de/spielplan

Telefonisch

0711 - 20 20 90

Montag bis Freitag 10 bis 20 Uhr

Samstag 10 bis 18 Uhr

Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag 10 bis 14 Uhr

Donnerstag 14 bis 18 Uhr

Tageskasse im Foyer des Schauspielhauses:

Montag bis Freitag 10 bis 18 Uhr

Samstag 10 bis 14 Uhr (ohne Abo)

K I N N G

L E A R

FALK RICHTER UND PETER MICHALZIK IM GESPRÄCH

PETER MICHALZIK: Du beschäftigst dich seit längerem mit deiner Familiengeschichte. Als wir uns kennengelernt haben, vor mehr als 20 Jahren, warst du ein sehr politischer Mensch. Was ist passiert, dass es diesen Schritt gab?

FALK RICHTER: Ich würde sagen, das ist kein Widerspruch, sondern eine Entwicklung hin zu einer persönlicheren Auseinandersetzung mit dem, was Politik mit Menschen machen kann. Als mein Vater gestorben ist, wollte ich mich nochmal mit ihm und seiner Jugend auseinandersetzen. Er hat in den letzten Jahren vor seinem Tod sehr schlimme Albträume vom Krieg gehabt. Er ist 1926 geboren und war die letzte Generation von deutschen Jungs, die vom Gymnasium direkt an die Front geschickt wurden. Das war sehr traumatisch für ihn. Und das ist sehr traumatisch für alle diejenigen, die heute wieder in Kriegsgebieten kämpfen oder vom Krieg in Mitleidenschaft gezogen werden. Auch heute wieder in Europa.

PM: Trotzdem hast du den künstlerischen Blickwinkel verändert. Vom direkten Blick auf die Welt blickst du nun auf dich und findest in dir die Welt. Was war der Impuls dazu?

FR: Ich habe schon immer in meinen Stücken auch über mich geschrieben. Selbst mein Stück *Unter Eis* hat als Hauptfigur einen Geschäftsmann, der große Probleme hat, sich mit der Welt zu verbinden, und emotional erkaltet ist. Auch dafür war mein Vater ein Vorbild, er war Geschäftsführer einer großen Hamburger Firma. Natürlich ist das nicht seine Geschichte. Aber es gab immer Verbindungen zu mir, zu meinem Leben, wenn auch stark fikionalisiert.

PM: Ist das Bedürfnis in dir gewachsen, über dich zu reden?

FR: Ja, das Bedürfnis und der Mut. In der Zeit, als ich 50 wurde, habe ich das stark gespürt. Was ist das eigentlich für ein seltsames Verhältnis zu unseren Eltern, das wir hatten? Und wie sah die Kindheit und Jugend meiner Eltern

aus? Welches Verhältnis hatten sie zu ihren Eltern und welches emotionale Erbe wurde da an mich weitergegeben?

PM: Was hat der Mut mit den Franzosen zu tun?

FR: Na ja, ich habe seit 2006 ein relativ enges Verhältnis zu Frankreich. Ich inszeniere dort regelmäßig und meine Stücke werden dort sehr viel gespielt. Das ist wie eine zweite Identität, die ich da habe. 2010 hatte ich das Angebot, vom Leiter des Festivals Avignon, ein Stück zu schreiben. Er hat zu mir gesagt: „Schreib doch mal alles, worüber du dich nicht trauen würdest in Deutschland zu schreiben.“ Aus einem anderen Land in einer fremden Sprache auf Deutschland und meine Familiengeschichte zu schauen, gab mir eine große Freiheit.

PM: Glaubst du, dass sich in deiner Generation die Familiengeschichten gleichen? Oder glaubst du, dass jede Familiengeschichte doch etwas ganz Individuelles ist, das für sich beschrieben werden muss?



FR: Jede einzelne Familiengeschichte ist interessant. Mich interessiert das Spezielle an der Familiengeschichte. In meiner Arbeit *I am Europe*, die ich mit acht Schauspieler*innen aus acht europäischen Ländern gemacht habe, war ich fasziniert von der Diversität der Geschichten, die jede*r einzelne zu erzählen hatte. Natürlich sind in Bezug auf autofiktionales Erzählen im Moment die drei Franzosen, also Annie Ernaux, Didier Eribon und Édouard Louis eine große Inspiration. Ich finde es wahnsinnig faszinierend, wie die drei Persönliches und Politisches zusammendenken.

PM: Machen wir einen Sprung. Ist deine Beschäftigung mit *König Lear* eine Fortsetzung von *The Silence*, in dem du dich sehr intim mit deiner Mutter beschäftigt hast? Geht es in *König Lear* auch um deine Familiengeschichte, deinen Vater?

FR: Nein. *König Lear* ist ein fiktionales, beinahe mythisches Werk. Es ist eines der besten Stücke der Weltliteratur mit einer aufregenden Handlung und spannenden Figurenentwicklungen. Und es ist Shakespeare. Ich habe viel in diesem Stück entdeckt. Es gibt keine Mutter in dem Stück, keine Mutterliebe. Es gibt Väter, die ihren Kindern nicht zuhören, die sich missverstanden fühlen und ganz schnell in Rage geraten. Das allerdings kenne ich von meinem Vater auch.

PM: Du redest vom Vater Lear und nicht vom Mann. Oft wird Lear als Mann gesehen. Aber es ist doch mehr das Porträt eines alten Vaters.

FR: Ja, absolut. Er muss in Bezug auf seine drei Töchter gesehen werden. Seine Verzweiflung und sein Weg in den Abgrund haben ganz viel damit zu tun, dass er so unglaublich verletzt ist. Die Töchter achten ihn nicht mehr so, wie er das von ihnen erwartet. Der alte Mann wird

den jungen Frauen zur Last, er wütet, verflucht sie, die Lage eskaliert, sie werfen den eigenen Vater aus dem Palast.

PM: Harte Frage: Stehst du mehr auf Seiten Lears oder auf Seiten der Töchter?

FR: Also, ich stehe auf gar keiner Seite. Ich würde sagen, das wechselt von Akt zu Akt. Ich will, dass man die Töchter auch versteht. Er hat die Krone und damit die Entscheidungsgewalt an sie abgegeben, und sie wollen nun die Gesellschaft radikal umstrukturieren, die Fehler seiner Amtszeit ausbügeln, gegensteuern, das Land aus der Krise führen, aber er mischt sich unentwegt ein, kann nicht loslassen. Er wird zum Feind im eigenen Haus. Ab dem Moment allerdings, wo sie ihn aus dem Palast werfen und er nachts im Sturm verwirrt über die Heide irrt, hat er mein Mitgefühl. *König Lear* ist auch die Geschichte eines alternden Mannes, der an Kraft verliert, erste Zeichen von Demenz aufweist.

PM: Was glaubst du, warum wird seit einiger Zeit in den sehr häufigen Erzählungen von Familiengeschichten oft semifiktional erzählt? Das hast du auch gemacht. Dieses Semifiktionale ist eine neue, eigene Form. Man erweckt den Anschein, dass die Geschichte authentisch ist, dass man sie selbst erlebt hat. Gleichzeitig fühlt man sich frei, den Figuren Dinge in den Mund zu legen, die sie so nie gesagt haben.

FR: Die sie aber hätten sagen können, oder so ähnlich gesagt haben.

PM: Vielleicht auch nicht.

FR: Ich glaube, dass es schon immer ein Anliegen von Schriftstellern gewesen ist, schreibend das eigene Leben und die Beziehung zu den eigenen Eltern zu verstehen. Wir wollen ja alle wissen, was uns zu dem gemacht hat, was wir heute sind, und verstehen, worunter wir

auch heute noch leiden. Das „autofiktionale“ Schreiben lässt aber auch Freiheiten zu, vom rein Autobiografischen abzuweichen, zu verdichten, wegzulassen – jeder Akt der Erinnerung ist im Grunde wie autofiktionales Schreiben und jeder Mensch erinnert ein Ereignis anders.

PM: Heute ist der 6. November 2024. Amerika hat gerade gewählt. Als wir das Gespräch geplant haben, hat keiner von uns daran gedacht. Und jetzt steht das Wahlergebnis vor uns. Donald Trump wird neuer Präsident der Vereinigten Staaten. Ganz weit auseinander liegen Trump und *König Lear* nicht.

FR: Lear will seine Macht abgeben, Trump will vor allem eins: uneingeschränkte Macht im Land. Er plant die Auflösung der demokratischen Grundordnung, um autoritär durchregieren zu können. Was bei Trump faszinierend ist: Wenn er jetzt nicht Präsident geworden wäre, wäre er vielleicht im Knast gelandet. Es ist so nah beieinander. Er ist ein krimineller Typ, der es entweder schafft, an die Macht zu kommen, oder der im Gefängnis landet. Macht und Niedergang bis hin zu Gerichtsverfahren und Haft stehen nah beieinander. Da gibt es eine sehr interessante Parallele zum Stück, dass *König Lear* am Anfang der Herrscher über das Land ist und die unangefochtene Autorität genießt und dann am Ende geistig verwirrt durch die Heide irrt. Im Moment seiner größten Umnachtung und Verwahrlosung zeigt er einem Landstreicher eine Münze, auf der er selbst abgebildet ist. Das Bild des ehemaligen Königs auf der Münze und er selbst jetzt komplett verwirrt und verwahrlost. Shakespeare zeigt die zwei Extreme der menschlichen Existenz: Herrscher über andere Menschen oder ausgestoßen zu sein.

»Erben ist grausam«

Von Generation zu Generation vererben wir neben unserem Hab und Gut vor allem: Drama. Wie Shakespeares König Lear. Ließe sich das nicht verhindern? Fragen an den Philosophen und Gerechtigkeitsforscher Stefan Gosepath

Interview:
Sarah-Maria Deckert



Stefan Gosepath ist Philosoph und Universitätsprofessor am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin. Er forscht zu Themen wie Gerechtigkeit, Gleichheit, Menschenrechte, Verantwortung und Demokratie.

Herr Gosepath, in Shakespeares König Lear kriegt man es mit der Angst zu tun: Schmerz, Wut, Zorn, Wahnsinn, Demütigung, Verrat, Rache, Todesdrohungen, ausgedrückte Augen ... Ist Erben per se eine grausame Angelegenheit?

Ich sage mal ganz frech: ja. Erben ist grausam. Manche denken jetzt vielleicht: um Gottes willen, der Revoluzzer! Aber andere denken wiederum: Ach, hätten wir bloß nicht geerbt! Der Ärger, den uns das gekostet hat ... Viele Menschen, auch wohlhabende, haben aus Gerechtigkeitsgründen ein Problem mit dem Erben, weil es häufig zum Familienzwist führt, zu Zerwürfnissen und Ärgernis – genau die Emotionen, die Sie gerade aufgezählt haben.

Kann man auch »glücklich erben«, oder was wäre die Alternative?

Wenn alle gleich erben würden, wäre das »glücklicher«. Die Alternative wäre zum Beispiel, das Erbe nicht an Einzelne zu geben, sondern als Spende an eine Stiftung. An die eigene, weil man eine Familienstiftung gegründet hat, oder an eine andere Stiftung, zum Wohle der Allgemeinheit – was immer das heißt. Natürlich nur, wenn das nicht dazu führt, dass die Stiftungen selbst zu reich werden und zu viel Macht bekommen.

Wo fängt das Problem beim Erben denn an?

Bei Shakespeare geht der Ärger schon los, da ist noch gar nichts vererbt. Der Erblasser Lear zerbricht sich den Kopf darüber, an wen er sein Erbe geben soll. Und zu welchen Bedingungen. Damit verdienen Rechtsanwälte großes Geld, Leute wie Lear zu beraten, wie sie das geschickt anstellen sollen. Geschickt in dem Sinne, dass sich die Familien nicht zerstreiten. Das ist eine richtige Industrie!

Der Konflikt ergibt sich vor allem durch die Bedingungen, die Sie angesprochen haben. Lear will sein Königreich zu drei gleichen Teilen an seine drei Töchter vererben, so sie denn die »Liebesprobe« bestehen. Ist das narzisstisch?

Dass das Erbe an Bedingungen geknüpft wird, ist oft der Fall. Und häufig implizit. Der Klassiker: Die Eltern übergeben das Häuschen ihren Kindern mit der impliziten Erwartung, dass diese sich im Alter um sie kümmern. Damit ist es eigentlich ein Vertrag, ein impliziter Generationenvertrag. Nur wird das nicht immer ausgesprochen. Es gibt dann Ärger, wenn die Kinder sagen: Das war uns aber nicht klar! Wir wollen das so nicht erfüllen, weil wir andere Lebenspläne haben! Bei Lear bedeutet die Liebesprobe ja nicht nur: Hast du mich in der Vergangenheit besonders geliebt? Sondern auch: Wirst du mich in der Zukunft besonders lieben? Vielleicht heißt das nicht unbedingt Pflege mit Pflegestufe fünf. Aber es ist ein explizites »Wirst du dich um mich kümmern?«. Das ist nicht unbedingt narzisstisch, sondern die Sorge darum, dass die Kinder das Geld, die Macht, das Königreich nehmen und weg sind. Dann steht der Vater nackt allein da. Und so kommt es ja auch.

Bei Lear bedeutet »Generationenvertrag«, dass seine Töchter ihn abwechselnd bei sich wohnen lassen. Die erste wehrt sich allerdings dagegen, dass er samt seinen hundert Mann einzieht. Auch irgendwie nachvollziehbar. Oder schulden wir es unseren Eltern?

Ich würde jetzt erst mal Nein sagen. Die Schweizer Philosophin Barbara Bleisch hat dazu ein Buch geschrieben: *Warum wir unseren Eltern nichts schulden*. »Nichts« ist eine erstaunliche Antwort, der Clou des Buches. Wenn nicht explizit im Vertrag steht, du kriegst das und das dafür, dass du mich pflegst, haben beide Vertragspartner die Freiheit, Nein zu sagen: Nein, einen Tross von hundert Gefolgsleuten nehme ich nicht in mein Haus auf! Wenn es um implizite Erwartungen geht, argumentiert Bleisch: Eltern können auch schlechte Eltern sein – und schlechten Eltern schuldet man nichts. Wenn die Eltern dagegen besonders liebevoll sind, kommt man ihnen natürlich entgegen. Der Generationenvertrag hält, weil man sagt: Meine Eltern haben sich viel Mühe gegeben, mich

zu dem zu machen, was ich heute bin, dafür bin ich ihnen dankbar und helfe natürlich, wenn sie im Alter in Bedrängnis kommen. Was das genau heißt, hängt dann natürlich von den Umständen ab.

In der Bearbeitung von Falk Richter wirft die zweite Tochter dem Vater vor, ihr ein »verseuchtes Erbe« hinterlassen zu haben. Da heißt es: »Anstatt uns zu verfluchen, würde es Euch besser anstehen, Euch auf den Boden zu werfen und uns um Verzeihung zu bitten für all die Zerstörung, all das Chaos, all den Dreck, den Ihr uns hinterlassen habt: eine Welt voller Kriege, Zerstörung, Inflation, Überschwemmungen, Dürren, Waldbrände, Hungersnöte ...« Ein Vorwurf, wie ihn auch die sogenannte Letzte Generation macht. Was hat Erbe mit Verantwortung zu tun?

Das ist schön, dass das zur Sprache kommt. Denn natürlich *müssen* wir unseren Kindern etwas vererben: die Chance, ein gleich gutes Leben zu leben, wie wir es gelebt haben. Dazu gehören die äußeren ökologischen Bedingungen und ein funktionierendes politisches und soziales System. Wenn wir unsere Kinder in den Bürgerkrieg hineingebären, weil es einen Kampf um die wenigen wert-

»Natürlich *müssen* wir unseren Kindern etwas vererben: die Chance, ein gleich gutes Leben zu leben, wie wir es gelebt haben.«

vollen Ressourcen gibt, haben wir das nicht richtig gemacht. Im Mittelalter hat man vielleicht nur seinen Hof vererbt; heute sind wir als demokratische Bürger*innen und für den funktionierenden Staat verantwortlich. Und unser Staat ist wiederum mit anderen

Lear Shakespeares Tragödie *König Lear* ist für Falk Richter der Ausgangspunkt, um sich mit der Hybris unserer Väter auseinanderzusetzen. Bleibt der Vertrag zwischen den Generationen ein unentrinnbares Erbe unserer Existenz?
Premiere am 8. Februar im Schauspielhaus

dafür verantwortlich, wie der Weltzustand aussieht. Als »alte« Generation versagen wir, wenn wir den Nachfolgenden nicht nur keine gute Ökologie hinterlassen, sondern auch eine Welt, in der das Völkerrecht zugrunde geht, es keine internationale Ordnung gibt, jeder irgendwo Krieg anfangen kann. Insofern haben wir eine umfassende kollektive Pflicht, zu vererben. Zum anderen: Wenn Sie von Ihren Eltern Schulden erben, dürfen Sie das ablehnen. Aber häufig ist es so, dass es im ersten Moment nicht nach Schulden aussieht. Dabei steckt in dem Paket so viel drin, was toxisch ist, was Sie gar nicht wollen. Man hat unheimlich viel Arbeit damit. Und dann ist dieses Erbe auch »verseucht«.

Wie steht es neben dem materiellen Erbe um das emotionale? In Richters *Lear* werden auch familiäre Traumata und Verwundungen vererbt. Das ist doch ebenfalls eine Form von Schulden, oder?

Erben ist ein Katalysator für ungelöste Familienkonflikte. Probleme, die es immer schon gegeben hat, kristallisieren sich in einer Erbengemeinschaft heraus. Dann bricht noch mal alter Schmerz hervor, dieses: Immer schon bin ich benachteiligt worden...

Bei Richter »erbt« die Tochter eine Inszenierung von ihrem Vater, einem Regisseur. Der wird schwer krank, liegt im Krankenhaus im Sterben und muss seine Arbeit an *König Lear* abbrechen. Die Tochter übernimmt und tritt damit ein geistiges Erbe an. Überdies gerät sie in Konflikt: Statt die Arbeit ihres Vaters in seinem Sinne fortzuführen, will sie ihre eigenen Ideen umsetzen. Kann Erben auch die Chance auf Emanzipation sein?

Häufig heißt es in solchen Momenten: Nee, das hätte der Vater aber nicht gewollt! Oder: Wenn die Mutter sehen würde, was du da machst... Dann könnte man sagen: So what? Er oder sie ist tot! Aber das ist nicht unser Gefühl. Egal was vererbt wird, es ist ein »Geschenk« der Eltern, das man in ihrem Geiste, ihrem Sinne, ihrer Tradition weiterführen soll, denkt

man zumindest. Indem die Tochter die Inszenierung übernimmt, die der Vater begonnen hat, ist sie nicht mehr frei. Eine Frage der Dialektik: Sie hätte ja auch ablehnen können. Das ist das Problem, das wir als Kinder immer haben: Wir sollen uns von unseren Eltern emanzipieren, aber gleichzeitig kommt man aus der Familie nur mit den Füßen zuerst raus, also mit dem Tod. Die emotionale Bindung wird man nicht los – und sie verpflichtet einen. Da kann man sich ab der Pubertät noch so sehr streiten und hassen. Es lässt einen nie kalt.

Bedeutet das im Umkehrschluss: Erben macht unfrei?

Ja, Erben ist immer eine Bindung. Außer vielleicht wenn der ominöse Brief kommt, dass die total unbekannte Großtante aus Neuseeland gestorben ist, die einem eine halbe Million hinterlässt.

Lear steht am Ende nackt da. Er verfällt dem Wahnsinn, hat aber auch eine Erkenntnis, als er sich die Kleider vom Leib reißt. Er sagt: »Jetzt sind wir endlich das, was wir immer sein sollten: Die pure Existenz, nichts Falsches, nichts Aufgesetztes. So wie die Natur uns geschaffen hat!« Ein nacktes Tier auf zwei Beinen. Sind wir besser dran, wenn wir nichts haben?

Ja. Jetzt mal abgesehen davon, dass der Mann wahnsinnig wird. Aber die Erkenntnis ist, gerade bei älteren Leuten: Die ganzen Probleme wären nicht entstanden, wenn wir kein Erbe gehabt hätten, keine weltlichen Nichtigkeiten, prunkvollen Schlösser, großen Güter, Macht. Dazu muss man nicht Buddhist werden. Wir brauchen das Notwendige, um gut leben zu können. Aber brauchen wir es auch, um glücklich zu sein? Große Frage.

Sarah-Maria Deckert ist Chefredakteurin von *Reihe 5*.